

Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde –
Stiftung Berliner Mauer

Elke Kimmel

**„... war ihm nicht zuzumuten,
länger in der SBZ zu bleiben“**

DDR-Flüchtlinge im Notaufnahmelager Marienfelde

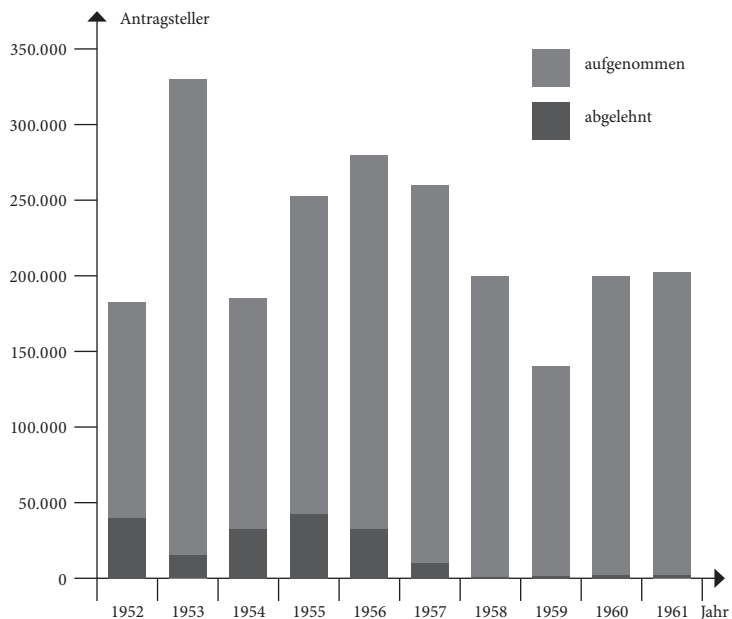
es ja um deutsche Staatsangehörige innerhalb der Grenzen des eigenen Landes ging, sondern vielmehr, um den explizit politischen Hintergrund herauszustellen, der die „echten“ Flüchtlinge auszeichnete. Angesichts dieser auf Unterscheidung der Flüchtlinge bedachten, eher abwehrenden Haltung ist zu berücksichtigen, dass in West-Berlin tatsächlich ein „Flüchtlingsnotstand“ herrschte – was aus der besonderen geografischen und politischen Lage der Stadt herrührte, aber auch darin begründet lag, dass zunächst eine eigene West-Berliner Flüchtlingsgesetzgebung existierte, die mit dem im Bundesgebiet geltenden Notaufnahmegesetz erst koordiniert werden musste. Bis dahin gab es keine geregelte Möglichkeit, Flüchtlinge in die Bundesländer auszufliegen. Dass zudem gerade in West-Berlin der Wirtschaft Kriegsschäden massiv zu schaffen machten und Wohnraum ein knappes Gut war, dramatisierte die Lage erheblich. Die Integration West-Berlins in das zum Notaufnahmeverfahren gehörige Verteilungsverfahren sorgte am 4. Februar 1952 für eine Entspannung der Lage.¹²

Das Notaufnahmeverfahren

Nach dem Notaufnahmegesetz mussten sich die Flüchtlinge in einem der Notaufnahmelager des Bundes (Gießen, Uelzen und Berlin-Marienfelde) einem Aufnahmeverfahren unterziehen, wenn sie sich legal im Westen aufhalten und staatliche Leistungen für sich in Anspruch nehmen wollten.¹³ Die aufgenommenen Flüchtlinge wurden zudem unter Berücksichtigung der Arbeitsmarkt- und Wohnraumsituation auf die Bundesländer und West-Berlin verteilt und, so sie das Verfahren in West-Berlin durchlaufen hatten, auf Kosten des Bundes ausgeflogen. Vor diesem Hintergrund begab sich ein Großteil der DDR-Flüchtlinge in West-Berlin direkt nach der Ankunft in das Notaufnahmelager Marienfelde.



Antragsteller im Notaufnahmeverfahren in der Bundesrepublik Deutschland



Jahr	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958	1959	1960	1961
Antragsteller	182.393	331.390	184.198	252.870	279.189	261.622	204.092	143.917	199.188	207.026
aufgenommen	78,7%	95,5%	81,4%	82,5%	88,0%	96,2%	99,1%	98,5%	98,7%	99,0%
abgelehnt	21,3%	4,5%	18,6%	17,5%	12,0%	3,8%	0,9%	1,5%	1,3%	1,0%

Das Notaufnahmeverfahren war auch Seismograf für politische Krisen in der DDR: So stieg die Zahl der Antragsteller beispielsweise im Umfeld des Aufstands vom 17. Juni 1953 oder vor dem Mauerbau 1961 erheblich. Noch bis 1956 verweigerten die Behörden indes vielen Antragstellern die Aufnahme.

Zahlen nach: Senatspressedienst

4 Jugendliche als Flüchtlinge

Eine gefährdete Gruppe

Jugendliche wurden als besondere Gruppe nicht erst durch eine Entscheidung im Notaufnahmeverfahren definiert, sondern weil sich die Behörden wegen ihres Alters besonders verantwortlich für sie fühlten. Wo schon die Erwachsenen unter der Lagersituation litten, konnten die Jugendlichen erheblichen Schaden nehmen. Selbst jene Minderjährigen, die im Familienverband geflüchtet waren, sah man gefährdet: „Die Kinder stehen hilflos in dem Strudel, der um sie her entstanden ist: überstürzte Flucht, Angst und Aufregung ihrer Eltern, Verlust ihrer heimatlichen Umgebung, fremde Welt, Lagerleben. [...] Durch die dreizehn Instanzen des Notaufnahmeverfahrens werden sie manchmal an der Hand der Eltern mitgezogen, erleben das tagelange Warten, die eingehenden Prüfungen ihrer Eltern durch fremde Beamte, den raschen Wechsel von Hoffnung, Not und Niedergeschlagenheit und sind erschüttert über die Ohnmacht derer, die für sie bisher die höchste Autorität darstellten.“¹¹⁷ Hinzu komme, dass wegen der Enge in den Unterkünften Streitereien zwischen den „Lagerinsassen“ an der Tagesordnung seien. Auch hierdurch büßten die Erwachsenen rasant an Autorität ein.

Wenn man schon die „geschützten“ Kinder ungerne solchen Bedingungen aussetzte, so musste man erst recht um die „schutzlosen“ fürchten. Als Jugendliche galten Personen bis zum 24. Lebensjahr, womit man über die je unterschiedliche Volljährigkeitsgrenze in beiden deutschen Staaten hinausging. Nur bei den unter 18-Jährigen (und damit auch in der DDR minderjährigen) Flüchtlingen fragten die westdeutschen Behörden nach dem Einverständnis der Eltern in der DDR.¹¹⁸ Falls die in der DDR verbliebenen Eltern verlangten, dass ihre Kinder zurückgebracht wurden, handelten die West-Berliner Jugendämter in diesem Sinne, es sei denn, die Überprüfung ergab, „dass der Jugendliche eine den Grundsätzen des Rechtsstaates zuwiderlaufen-



Nur gelegentlich brachten Ausflüge wie dieser Frühjahrsspaziergang von „Flüchtlingskonfirmanden“ aus Berliner Lagern und Notunterkünften Abwechslung in den Alltag der Jugendlichen.

Foto: Evangelische Flüchtlingsseelsorge, ENM 000745, undatiert

ten 1957 oder bei der Einführung höherer Arbeitsnormen für Industrie und Landwirtschaft sowie bei Zulassungsbeschränkungen für das Hochschulstudium. Ab Anfang 1960 gaben die Jugendlichen zudem die Angst vor einer völligen Abriegelung der DDR, die Zunahme des „politisch-ideologischen Drucks“, Freizeitbeschränkungen wegen zunehmender Verpflichtungen und Lebensmittelknappheit als Fluchtgründe an.¹³⁸

Daneben flüchteten Jugendliche, die ihrem Unwillen in Bezug auf politische Äußerungen des Systems spontan Luft gemacht hatten und deshalb unter Druck gerieten. Mindestens zwei solcher Fälle wurden im Zusammenhang mit dem Ungarn-Aufstand 1956 dokumentiert.

Ein internes Schreiben der Senatsverwaltung für Soziales vom April 1957 befasst sich mit der Flucht von 12 Schülern einer Rostocker Veterinär-Schule.¹³⁹ Die Klasse protestierte kollektiv und unterstützt von ihrem Lehrer gegen die Niederschlagung des ungarischen Aufstands. Der Klassenlehrer B. entzog sich seiner Verhaftung durch Flucht. Als sich die Schüler öffentlich für ihn einsetzen wollten, wurden sie ebenfalls mit Haftstrafen bedroht. Ein Teil der Schüler floh daraufhin, wobei die Schulleiterin einzelnen das Fahrtgeld zusteckte.

Ebenfalls angesichts der Niederschlagung des Ungarn-Aufstands, allerdings bereits Anfang Dezember 1956, protestierte eine Oberschulklasse im brandenburgischen Storkow. Der spontane Protest – fünf Schweigeminuten für die Opfer – war initiiert durch einen RIAS-Aufruf und fand zu Beginn einer Geschichtsstunde statt. Die Schüler hielten auch wiederholten Befragungen und schließlich einzelnen Relegationen stand, ohne ihre „Rädelsführer“ zu verraten. Sie flüchteten fast geschlossen nach West-Berlin und kamen von dort aus im Klassenverband nach Rheinland-Pfalz.¹⁴⁰ Solche Fälle kollektiven Handelns stellten indes Ausnahmen dar. In beiden Fällen urteilten die Behörden ebenso wie die West-Berliner Öffentlichkeit positiv: Die Jugendlichen „machen einen äußerst günstigen Eindruck“, ihre Angaben seien glaubwürdig, notierte der zuständige Beamte zu den Rostockern.¹⁴¹ Und Dietrich Garstka, einer der Storkower Schüler, berichtet, dass allein die anderen Jugendlichen im Lager sich negativ äußerten – aus Neid. Die Presse dagegen lobte die Storkower einhellig als die „tapferen Primaner von Storkow“.¹⁴²

Flüchtlingslager für Jugendliche

Die geschützte Unterbringung der alleinstehenden Flüchtlingsjugendlichen stand für die Verantwortlichen außer Frage. Dort bereitete man sie auf das Leben in der Bundesrepublik vor und machte aus ihnen „vollwertige“ Bundesbürger. Bereits 1951 wurden eigene Notaufnahmelager

Alem Grabovac

Der 53. Brief

mit Fotos und Illustrationen
von Selina Schwank

Perlen ● Verlag

Erster Brief

Atopos, Sonntag, den 15. November 2003

Verfluchtes, dummes und ganz und gar unbarmherziges Liebesleben! Was für ein befremdliches, boshaftes und grausames Spiel ist doch die Liebe: Zunächst macht sie süchtig, wirkt sie befreiend und erhebend, bezaubert und verzaubert sie und dann, später – wir sprechen immer noch von der gleichen Liebe – erdrückt und langweilt, demütigt und erniedrigt, schmerzt und vernichtet sie uns. Was für ein befremdliches, boshaftes und grausames Spiel ist doch die Liebe!

Die ersten paar Wochen war ich mit der Suche nach einer Wohnung beschäftigt und erst jetzt, nachdem ich den Mietvertrag unterschrieben, Möbel gekauft und mich einigermaßen in meiner neuen Bleibe eingerichtet habe, beginne ich allmählich zu realisieren, dass ich dich verloren habe. Ich sitze an meinem nagelneuen Schreibtisch, starre auf das leere Briefpapier und frage mich, was ich Tausende von Kilometern und einen großen Ozean weit von dir entfernt, in dieser fremden Metropole zu suchen habe? Wir leben nicht einmal mehr in der gleichen Zeit, leben nicht einmal mehr in der gleichen Zeitzone. Wieviel Uhr ist es jetzt in Berlin, verdammt noch mal, wieviel Uhr ist es jetzt in Berlin?

Ach Stella, kaum eine Minute, in der ich nicht an dich denke, kaum eine Minute, in der mich die Erinnerungen an dich nicht quälen! So viele Bilder, so unglaublich viele Bilder, die sich aufdrängen und mich verwirren, so unglaublich viele Nachbilder, die mich traurig und melancholisch stimmen. Gestern zum Beispiel, beim Öffnen eines Umzugskartons, fielen mir die zwei Eintrittskarten unseres allerersten Theater-

besuchs in die Hand. Kannst du dich noch daran erinnern, Stella, kannst du dich noch an jenen lauen Spätsommerabend vor ungefähr fünf Jahren erinnern? Wir haben uns in der Volksbühne eine postmoderne Inszenierung von Platons Gastmahl angesehen. Erinnerst du dich noch an das Stück? Im ersten Akt huschten Dutzende Kugelwesen, die aus einem Mann und einer Frau zusammengesetzt waren – also vier Hände und vier Füße und zwei Gesichter besaßen – selbstzufrieden über die Bühne. Diese bunten, hermaphroditischen Wesen wirkten so gelassen, heiter und glücklich. Im zweiten Akt merkten sie jedoch bedauerlicherweise, dass sie unheimlich stark waren. Sie wurden verwegen, waren mit ihrem harmonischen Leben nicht mehr zufrieden und fingen damit an, auf sich entgegenzusetzen, steil ansteigenden und meterhohen Rampen – Halfpipes wie sie Skateboardfahrer benutzen – Schwung zu holen. Am oberen Ende der rechten Rampe leuchtete eine Tür auf, hinter der die Götter, aufgeschreckt durch das frevelhafte Treiben ihrer Geschöpfe, überrascht auf diese hinab sahen. Die hermaphroditischen Kugelwesen gewannen an Geschwindigkeit, bewegten sich immer rascher zwischen linker und rechter Rampe hin und her, stiegen Meter um Meter empor, bis sie schließlich die Himmelstür erreichten und diese durch ihren Aufprall bestürmten. Ein Kugelwesen nach dem anderen donnerte mit zunehmender Gewalt gegen die stets brüchiger werdende Himmelspforte, hinter der Zeus und die anderen Götter panisch berieten, wie sie sich dem Ansturm der Menschen erwehren sollten. Im dritten und letzten Akt, während die Tür sich zersplitternd und krachend immerzu weiter öffnete, entschied Zeus, dem skandalösen Treiben seiner Geschöpfe durch Teilung ein Ende zu bereiten. Zeus bestrafte die Kugelwesen für ihren Hochmut, indem er sie in zwei Hälften, in-



Thomas Flügge

Grundmuster abendländischer Überlieferung

Eine Einführung in philosophisches Denken

Perlen Verlag Berlin
2008

Die Spätantike

5. Skepsis und Zynismus

Mit Alexander war ein zwar griechisch geprägtes, von Griechenland selbst aber getrenntes Weltreich gegründet worden. Schon unmittelbar nach Alexanders Tod zerfiel es im Streit um sein Erbe, den Feldherren und Statthalter, die „Diadochen“, gegeneinander führten, in einzelne, jedoch immer noch mächtige Herrschaften. Genannt seien hier Ägypten und Syrien, deren Bedeutung für den Mittelmeerraum spätere Entwicklungen in Europa bedeutsam beeinflusste. Die Griechen selbst in ihren kleinteilig begrenzten Landschaften und – gemessen am ägyptischen Alexandria oder syrischen Antiochia – verhältnismäßig kleinen Städten, auch die Athener wurden zu abseits stehenden Beobachtern des gewaltigen Schauspiels vom weltumspannenden Kampf um Machtfülle wie es die Diadochenreiche und später die Römer boten.

Die Griechen, die „Hellenen“ waren, was Größe und Gewicht ihrer Gesellschaften und Einrichtungen betraf, dem „Hellenismus“ in den eroberten Gebieten unterlegen. Wo sie bewusst Abstand hielten und Eigenständigkeit behaupteten, entwickelten sie zwei gegensätzliche, sich aber entsprechende Haltungen: Skepsis und Zynismus.

Skeptikern und Zynikern ist zunächst gemeinsam, dass sie ein gebrochenes Verhältnis im Zugang zur Wahrheit haben. Platon war ja mit dem Anspruch angetreten, die Wahrheit, das dauerhafte Grundmuster, die „Idee“, die allem Vorläufigen zugrunde liegt, verdeutlichen zu können und Aristoteles entwickelte darauf aufbauend den Anspruch, unverfälscht geltende Verhältnisse in einer Fülle von Anwendungen und Beispielen schildern zu können, was dann, wie dargestellt, einen unübersichtlich werdenden Wissenschaftsbetrieb in den Diadochenreichen anregte, welcher zum Schluss scheiterte.

Denker, die sich im Wissenschaftsbetrieb nicht verlieren wollten, die vorgegebenen Planvorstellungen gegenüber, auf eigenem Ansatz beharren, wurden also im Wissenschaftsbetrieb, oder ihm gegenüber erkennbar, zu Außenseitern. Ob sie die hier zu beschreibende „skeptische“ oder die „zynische“ Möglichkeit wahrnahmen, gemeinsam war ihnen die Einsicht, dass noch so langes Studium in noch so verzweigten Fachrichtungen den Zugang zur Wahrheit nicht zu ermöglichen braucht, ja ihn sogar verstellen kann. Noch einmal sei Goethe angeführt wie er im

„Faust“ für die Neuzeit auf Erfahrungen zurückgreift, die schon die griechische Philosophie, diesmal die Spätantike, zur Sprache brachte. Wir lesen bei ihm:

„Habe nun ach, Philosophie
Juristerei und Medizin
und leider auch Theologie
Durchaus studiert mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Tor!
Und bin so klug als wie zuvor (...)“

Der Skeptiker hält daran fest, dass die im Wissenschaftsbetrieb angestrebte Wahrheit bedeutsam bleibt, auch wenn sie nicht erfasst wird. Damit ist dem Skeptiker auch die Vorstellung von einer gerechten Gesellschaftsordnung nicht fremd, auch dann nicht, wenn redlich handelnde Staatsmänner sie nicht ganz verwirklichen. Die Berufung auf Wahrheit eignet sich bei dieser Haltung nicht als Totschlag-Argument, Andersdenkende zum Verstummen zu bringen oder Unangepasste auszuschalten. Da die Wahrheit den Blick über „der Parteien Gunst und Hader“ hinaus erschließt, verlieren vorgefasst begründete Glaubenskriege in Rückbesinnung auf diesen Anspruch ihre Rechtfertigung.

Der Skeptiker achtet jede Auffassung, so sie ehrlich vertreten wird. Bescheidenheit, Einsicht in die jeweils nur begrenzten Möglichkeiten, die wir unter allgemeinen Gesichtspunkten haben, sollte dabei nach ihm den gesellschaftlichen Umgang und jedes Vorgehen, auch gegenüber der Umwelt, bestimmen.

Die skeptische Überlieferung wird auf Pyrron (360 - 270 v. Chr.) zurückgeführt. Dieser lebte in der altgriechischen Landschaft Elis auf dem Peloponnes, die von Athen aus ein wenig am Rande, von den Diadochenreichen aus gesehen aber ganz im Abseits lag. Erst 200 - 250 n.Chr. wirkte, von ihm beeinflusst, in Alexandria und Athen der Arzt Sextus Empirikus, der bis dahin erschienene skeptische Abhandlungen als „pyrronische Schriften“ herausgab und diesen noch eine eigene Arbeit „gegen die Mathematiker“, das heißt gegen die Fachwissenschaftler, anfügte. Von Alexander und Aristoteles her, von Pyrron bis Sextus Empirikus – 600 Jahre lang bis in die spätrömische Zeit – hat sich also skeptische Überlieferung behaupten können, wenn auch nie als öffentlich herrschende Lehre. Auch das Christentum hatte in seinem Beginn sich mit ihr auseinanderzusetzen.

Im Evangelium des Johannes im 3. Kapitel kommt Nikodemus, ein Mann, dem prophetische Verheißung von seinem Herkommen her nicht fremd ist, der aber als Bildungsbürger seiner Zeit skeptisch gestimmt ist, auf Jesus zu. Die Frage des Nikodemus ist, wie die Wahrheit, die göttliche Wahrheit, die er bei Jesus vermutet, für den Menschen erfassbar sei. Jesu Antwort ist, dass dem natürlichen Menschen in seiner Verworfenheit, seiner Sünde, die Wahrheit nicht zugänglich ist, dass Gott dem Menschen aber neues, wahres Leben schenken kann. Jesus sagt, dass der Wind weht, wo er will. Es liegt bei Gott, nicht bei unserem Bemühen, ob uns die göttliche Wahrheit zugänglich ist. Das letzte Wort an Nikodemus ist: „Wer aber die Wahrheit tut, der kommt an das Licht, dass seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott getan.“

Da der Skeptiker die Wahrheit als unpersönlich begreift, sieht er sie als von eigenen oder fremden Auseinandersetzungen um die Durchsetzung verschiedener Vorstellungen unbetroffen. Der griechisch schreibende spätantike Evangelist Johannes versteht die skeptische Haltung und berücksichtigt sie, zeigt sie ihm doch Einsicht in die vorgegebenen Grenzen, die dem auf sich allein gestellten Menschen und seiner Gesellschaft gezogen sind. Johannes selbst aber vertritt die prophetisch-jüdische Auffassung, dass Gott aus freiem Willen Tag und Nacht, Land und Wasser, die Gestirne, die Lebewesen und den Menschen geschaffen habe. Damit wären die Menschen, alle Gegebenheiten, die uns ausmachen und umgeben, auf Gott bezogen und von ihm bestimmt. Die Bibel entwickelt diesen Gedanken besonders im Hinblick auf die menschliche Geschichte, die nach ihr durch Leute, die Gott beruft oder verwirft, gestaltet wird, letztlich ihm und keinen voraussetzungslosen Gesetzen unterworfen ist.

Nach Johannes kann sich Gott den Menschen so zuwenden, dass sie aus ihrer Hinfälligkeit, ihrer Sünde, ihren Verstrickungen erlöst werden. Mit der Taufe ist ihm das Versprechen einer zweiten Geburt, eines neuen Menschentums gegeben. Die Umstände, die Zwänge, die uns beengen und verletzen, sind ihm also überwindbar. Er setzt Hoffnung gegen skeptische Zurückhaltung, Hoffnung, die einen neuen Menschen verheißt, einen neuen Himmel, neue Wünsche, eine neue Erde, einen neuen Ort, wo wir mit Gott, mit uns und der Umwelt versöhnt sein werden.

Anders als die Skeptiker, die grundsätzlich für Überraschungen offen waren, traten die Zyniker, auch Kyniker genannt, auf, die ganz im für sie Begreifbaren aufgingen. Einer ihrer ersten Vertreter war Diogenes von Sinope (412 - 323 v. Chr.), der aus Kleinasien stammte und in Athen

Die Straßenbahn

Ein Drama

von

Georg Schulte-Frohlinde

www.die-strassenbahn.de

Perlen Verlag

Zweite Szene

(Die Straßenbahnhaltestelle vorn auf der Bühne. Aus einem Haus kommt eine Dame. Langsam schlendert sie auf die Haltestelle zu und bleibt dort unvermittelt stehen. Ein Herr mit einem Orden kommt von der Seite. Er grüßt die Dame mit der stockig-eleganten Geste eines ehemaligen Offiziers. Die Dame nickt leicht. Der Herr fällt nach seiner grüßenden Gebärde wieder in sein leeres, andachtsvolles Posieren, das wie Onanie oder Wahnsinn wirkt. Er liest oberflächlich, aber wichtig seine Zeitung. Eine Marktfrau mit Tränenaugen, dicken Hinterbacken und zerschundenen Händen watschelt herbei: grinsend, aufdringlich und gutmütig. Ein junges Mädchen in schmaler Hose stelzt herein. Und ein fetter Mensch, angezogen wie ein Geschäftsmann. Erich kommt langsam näher. Straßenbahngeräusche.

Marktfrau *(Sieht Erich. Sie lacht breitbeinig, vulgär und voller Freude. Sie ruft.)* Langschläfer!

Der Herr Er kommt wieder zu spät!

Mädchen Warum steht er nicht früher auf? Die Straßenbahn ist ein kollektives Beförderungsmittel. Kollektive Einrichtungen erfordern ein Zurücktreten des Einzelnen, der seine Bedeutung verliert. Die Straßenbahn kann nicht immer warten. Der Einzelne muss sich danach richten.

Der Herr Richtig! Ordnung muss sein.

Der Dicke Es wäre geradezu verantwortungslos, unsere schnelllebige Zeit an einen Langschläfer zu vergeuden.

Der Herr Wo ist die Tugend der Pünktlichkeit geblieben? In meiner Jugend, sage ich Ihnen ...

Marktfrau Wie er schwitzt! Wie er sich anstrengt! Wie kommt es, dass er so ins Schwitzen kommt? Er sitzt zuviel. Er sollte seinen Hintern öfter bewegen.

Mädchen	Wie meinen Sie das?
Marktfrau	Hehe?
Der Herr	Was sind das für Gespräche! Sie sollten auf Anstand gehen, gute Frau, in Gegenwart unserer Jugend.
Marktfrau	Ach was, ich und die Jugend haben keinen Anstand. Anständig wird man erst, wenn man in Pension geht. Ich kriege keine Pension. Ich verkauf Fische. Und Fische stinken eben.
Der Herr	Pfui. Sie ekeln mich an. Überhaupt verbreiten Sie einen durchdringenden Geruch von rohem Fisch immer um sich herum; die ganze Straßenbahn riecht danach, wenn Sie mitfahren. Wenn man noch ein Fenster öffnen dürfte, dann könnte man wenigstens atmen. Aber so! – Ich habe Rheuma.
Marktfrau	Wir haben jetzt alle die gleichen Rechte.
Der Herr	Aber nicht den gleichen Geruch. Es gibt noch Unterschiede.
Mädchen	<i>(Kreischt.)</i>
Die Dame	Nehmen Sie doch bitte Rücksicht. Ich habe ein empfindsames Gehör. Und Sie schreien wie ein Säugling. Das ist ein entsetzliches Geräusch.
Mädchen	<i>(Brutal.)</i> Verzeihung.
Die Dame	Bitte, bitte. Sie sind doch kein Baby.
Marktfrau	Wen nur die Bahn kommt, bevor es regnet. Die Fahrpreise sind schon wieder erhöht worden.

Der Dicke	Dieses elende Warten sollte den Fahrgästen bezahlt werden.
Die Dame	Die Straßenbahn kommt tatsächlich jeden Morgen zu spät.
Der Dicke	Tatsächlich? An Tatsachen kann man sich halten. (<i>Er hält sich seinen Bauch.</i>) Tatsachen sind Gold. Tatsachen springen in die Augen.
Der Herr	Aber?
Der Dicke	Aber? ... Ich wollte eigentlich nur sagen, es gibt selten intelligente Frauen. (<i>Zu der Dame.</i>)
Die Dame	(<i>Geschmeichelt.</i>) Oh!
Der Herr	Aber es gibt auch Tatsachen, die feiner sind als die Wölbungen und Blähungen der Wirklichkeit: Vergangenheiten, Erinnerungen, Heldentaten ...
Der Dicke	Vergangen ist vergangen und verpfuscht ist verpfuscht. Bitte keine Sentimentalitäten. – Was wollten Sie sagen?
Der Herr	Meine Vergangenheit, meine Auszeichnungen...
Mädchen	Eine Auszeichnung. Singular.
Der Herr	Jede Auszeichnung ist ein Plural. Es gibt keine einfachen Heldentaten. Die ungeheuersten Verschlungenheiten lösen sich in einer mutigen Tat, für die man dekoriert wird.
Die Dame	Oh, wie interessant!

Daniels Abreise

von

Joachim Bohnert

mit Radierungen von

Werner Hoffmann

Perlen Verlag Berlin

1.

Seine Mutter fuhr schneller als sonst. Auf dem Rücksitz saß Daniel und sah durch das Autofenster, wie die Alleebäume in der Dämmerung vorüberzogen. Sie schienen sich traurig zur Seite hin abzuwenden.

„Wohin fahren wir eigentlich?“ fragte er, denn zu Hause hatte seine Mutter nur ‚schnell, schnell, wir müssen endlich los‘ gesagt, den großen blauen Koffer mit lauter Sachen von ihm vollgepackt und seither nicht mehr viel geredet. Jetzt schaute sie starr voraus in die Fahrtrichtung, zwischen den hohen Alleebäumen hindurch auf die Straße und schaltete die Scheinwerfer ein.

Ihr Gesicht konnte Daniel hinter ihren vielen blonden, krausen Löckchen nicht erkennen, die ihr nach allen Seiten abstanden, aber ihre Hände sah er genau. Hart hielten sie das Lenkrad fest, die Fingerknöchel standen hervor. Er spürte etwas Unangenehmes zwischen ihnen, das sich wie ein Geruch oder eine Missstimmung im Auto ausgebreitet hatte. Gern hätte er in ihrem Gesichtsausdruck nach dem Grund geforscht und hörte nur ihre Antwort:

„Zu deiner Oma. Wir fahren jetzt zu deiner Oma.“ Ihre Stimme klang fremd und abweisender als sonst. So redete seine Mutter nur, wenn sie böse auf etwas war, auf ihn oder

auf die Leute dort, wo sie zur Arbeit ging den Tag über. Daniel war sehr verwundert:

„Oma? Aber die wohnt doch in Charlottenburg im Hochhaus. Ist die umgezogen oder was?“

„Die andere. Du hast zwei Omas. Die von deinem Vater.“

„Von dem? Na, hat der auch 'ne Oma? Und die wohnt wirklich so weit draußen? Mit Bäumen, wo alles so duster ist?“

„Ach was. Seine Mutter ist das, nicht seine Oma.“

„Kennst die?“

„Nein. Einmal gesehen.“

„Und nich' wieder, was? War einmal schon genug?“

Daniel lächelte befremdet und konnte sich noch eine Oma nicht vorstellen. Während er sich verschiedene Gesichter von Omas ausdachte und alle merkwürdig und kaum zum glauben fand, hörte er zu, wie das neue Auto seiner Mutter brummte. Hinter einem schweren Lastwagen mussten sie abbremsen und sehr langsam fahren, bis der Lastwagen in eine Baustelle auf der anderen Straßenseite einbog, die rundherum von Scheinwerfern ausgeleuchtet wurde wie ein Fußballstadion. Um ein halbfertiges Haus liefen und fuhren die Arbeiter emsig herum. Daniel schaute genau zu, wie ein Bulldozer davor einen Steinhaufen zusammenschob und auf einen Lastwagen kippte, der fast so hoch war wie das Haus. Oben an

der Mauerkante standen einige Maurer und legten die Ziegelsteine. Man konnte genau sehen, wie sie mit der Kelle den Mörtel vorher auf die Stelle klatschten und breit strichen, dann war das Auto schon vorbeigefahren. Im Rückfenster wurde alles kleiner, dunkler und verschwand.

Neben der Straße lagen jetzt dunkelgraue Felder und Wiesen. Vereinzelt standen Kühe darauf herum, den Kopf ins Gras getunkt, ab und zu ein Pferd.

„Wohnt Papa denn bei dieser Oma?“

„Nein.“

„Wo wohnt Papa eigentlich jetzt? Sag doch was. Wo wohnt er denn?“

„Weiß doch ich nicht“, sagte seine Mutter barsch und unfreundlich, „woher soll ich das wissen. Interessiert mich auch überhaupt nicht, wo dein Papa jetzt wohnt. Soll er doch wohnen, wo er will. So ein Dreck!“ fügte sie noch dazu, weil sie wieder abbremsen und langsam fahren musste. Diesmal hinter einem Traktor mit zwei Anhängern. Sie waren am Ende einer Autoschlange, die sich aufgestaut hatte. Den Traktor kümmerete das nicht. Der fuhr so langsam er konnte.

Daniels Mutter schnaubte unwirsch durch die Nase: „Dass die nicht schneller fahren oder einen wenigstens vorbeilassen.“ Sie roch nach guter Seife, gerade fiel es Daniel auf und er wollte sie etwas ablenken, damit sie wieder freundlicher wurde:

„In drei Wochen werde ich zehn.“

„In zwei Wochen! Wie oft muss ich es dir noch sagen.“

„Na gut, in zwei Wochen eben. Ich lade die ganze Klasse zu meinem Geburtstag ein, dass du es schon weißt. Bloß nicht den Thorsten. Also weißt du, der ist wirklich beknackt. Neulich in der Turnstunde hat er sich immer so vorgedrängt, und ‚ich kann das alles‘ sagt er immer und dann kann er es doch nicht. Jedenfalls nicht gut. Und die Kerstin lade ich auch nicht ein. Die kichert immer so blöd. In zwei Wochen!“

In Gedanken war er schon auf seinem Fest und sah die vielen Kinder durch die Tür kommen. Seine Mutter sagte nichts. Geschenke werden sie unterm Arm tragen und ‚herzlichen Glückwunsch, Daniel‘ werden sie sagen, obwohl das immer etwas peinlich war für alle. Seine Mutter sagte nichts und saß mit harten Händen aufrecht am Steuer. Starr blickte sie gerade aus, ob sie den Traktor überholen könnte.

„Warum sagste eigentlich nichts?“

„Das siehst du doch, dieser miese Trecker da hält alle auf.“

Plötzlich schien es im Auto wieder verändert, unheimlich, leise, obwohl der Motor weiterbrummte. In Daniels Ohren war eine sonderbare Stille, dass er den Atem anhalten musste, um ihr zuzuhören. Er traute sich nicht, etwas zu sagen, und über ihn zog ein Schauer weg, eine Angst quer durch den Wagen.



Joachim Bohnert

Menschen im Mais

mit Neomezzotinti

von

Xago

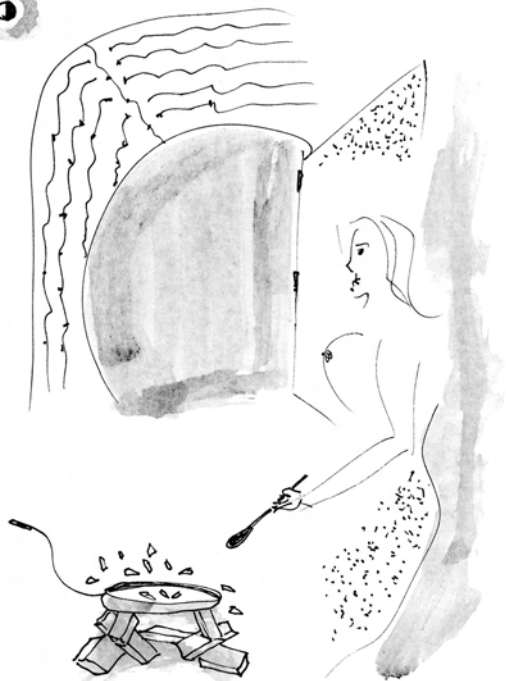
2009

Heinrich Sterndamm Nachf.

Johannisthal

Nur dem Zufall war es zuzuschreiben, dass drei Tage vor dem Independent-Day und dem Farmbrand, welche dem Leben Jesse Duckpahs eine neue Richtung gegeben hatten, sein Bruder Brad erschossen worden war. Vor den Toren der irakischen Stadt Basra hatte ein englischer Leutnant namens Stevenson eine verschluesselte Botschaft seines Hauptquartiers, welche ihn vor einem Anschlag schiitischer Freischaerler haette warnen sollen, auf die Patrouille bezogen, deren Fahrer kein anderer war als Brad Duckpah. Noch drei weitere Kameraden buessten das Versehen des Leutnants mit ihrem Leben. Als genauen Todeszeitpunkt gab das Militaerprotokoll den Freitagnachmittag auf fuenfzehnuhdreissig an, und genau vierundzwanzig Stunden spaeter fiel Dorothys Vater auf dem Marktplatz von Kandahar einem afghanischen Freischaerler und Selbstmordattentaeter zum Opfer.

Im ersten Fall leistete die britische Armee einen gewissen, durch Mitverschulden Brads und seines Vorgesetzten, Hauptmann deBoynee, geminderten Schadensersatz, im zweiten Fall sah sich die CIA in der Pflicht, fuer einen ihrer befaehigtsten Agenten einen Ehrensold nachzuschieben. Tatsache ist, dass beide Berichte ueber das Ableben



Joachim Bohnert

Carlos

Szenen aus dem Leben des Infanten

mit Zeichnungen von Johannes Grützke

im Anhang:

„Don Carlos und Schillers Karl“
Vortrag in der Deutschen Juristischen Gesellschaft,
Berlin am 12.03.1987

Perlenverlag, Berlin 2005

PHILIPP Gut. Geben sie ihr *(wird durch ein Aktenblatt abgelenkt)* -

GOMEZ Ja Majestät, ich gebe ihr -

PHILIPP - für eine Erektion des Infanten fünfzig Reales.

GOMEZ *(notiert sich)* Erektion, fünfzig Reales.

PHILIPP *(nach einer Pause infolge Akteninteresses)* Und Navarra, hat Navarra -

GOMEZ *(verwirrt)* Navarra?

PHILIPP Ob Navarra gezahlt hat.

GOMEZ Nein, Majestät.

PHILIPP Hm.

GOMEZ Und - darf ich fragen *(will etwas in sein Notizbuch schreiben)* - die Ejakelazion -

PHILIPP Was für eine Ejakulation, Gomez, was für eine Ejakulation.

GOMEZ Ich meine, wenn der Prinz -

PHILIPP Carlos?

GOMEZ Ja, Majestät, es könnte doch einmal - Was soll ich der Marchesa von Motril, wenn der Prinz, diese *(mit unbestimmt ausholender Gebärde)* - diese Ejakelazion?

PHILIPP *(ungläubig)* Darauf ist nicht zu hoffen.

GOMEZ Nein, Majestät. Wenn aber doch - der Infant mit seiner neuen Peitsche - die Marquesa, sie war heute ziemlich im Schwung *(gerät etwas in Fahrt)*, ziemlich im Schwung, der Prinz mag ältere Frauen, sie war - also am Ende - und dochdoch, sie war ziemlich im Schwung.

PHILIPP *(freudig)* Das Jagdhaus von Tafalla!

GOMEZ *(staunend stammelnd)* Ja, Majestät *(will schreiben)*.

PHILIPP Nein, warte, Gomez, teuerster, nicht das Jagdhaus. Wenn es der Marchesa gelingt -

GOMEZ Nein, Majestät.

PHILIPP - ich setze mein Jagdschloß in Huesca. Das Jagdschloß in Huesca.

GOMEZ *(ungläubig)* Ja, Majestät.

PHILIPP Und lasse in allen Kirchen das Tedeum singen.

GOMEZ Nein, Majestät.

PHILIPP *(scharf)* Und warum nicht?

GOMEZ Ja, Majestät, jajadoch, Majestät *(notiert es sich, dann ab.)*





(Im Gemach der Königin ist es kaum heller als im Kabinett Philipps. Im Schein einiger Kerzen gruppieren sich einige schwarz gekleidete, mit weißen Spitzenkragen dezent verzierte Hofdamen um die Königin und halten Tassen in den Händen. Im Hintergrund spielt ein Vihuelist die Pavanen des Don Luis Milan.)

GALLA (eine sehr alte, indessen knorrige Herzogin gibt durch barsche Bewegungen bekannt, dass sie etwas sagen will) Also wenn sie mich fragen -

L'ARROSEE (im jugendlichen Alter der Königin, hübsch und frech, reicht der Gräfin Evoa eine Tasse) Nein, Herzogin, wir fragen sie nicht.

GALLA (verärgert) Mademoiselle L'Arrosée, wir sind hier nicht am Hof von Frankreich, wo die Zofen das große Wort führen.

L'ARROSEE Ja, schade. Es ist ein Jammer.

GALLA Sie jammern. Sie allein.

L'ARROSEE Es ist ein Jammer. Ach Herzogin, wenn sie wüßten, wie schön das Leben am französischen Hof war - und wohl noch schön ist. (Die Herzogin winkt verächtlich ab.) Jemand wie sie kann das nicht verstehen. Die Feste, Landschlösser, Fontänen, Blumengirlanden, Musik, die Gastmähler in grünen Alleen (träumerisch), und die Musik, Musik -

GALLA (sarkastisch) Sie wiederholen sich; das sagten sie bereits.

L'ARROSEE (wie erwachend) Was, was sagte ich bereits?

GALLA Das mit der Musik.

L'ARROSEE (läßt sich nicht stören) Ja, eine endlose, wunderbare Musik, ach, wie sie über die Bäume hinzog, wie auf Flügeln, auf zärtlichen (sucht nach einem poetischen Ausdruck) Schwingen, wie eine unbeschreibliche - (sucht wieder, diesmal erfolglos, bricht ab und deutet auf den Vihuelisten) - kein so ödes Herumgezupfe en tout cas.

EVOA (besorgt, fast ängstlich) Gefällt ihnen der Vihuelist nicht.

L'ARROSEE (läßt eine Tasse fallen) Sacré, die ist hin. (zur Gräfin Evoa) Der nicht, seine Musik nicht, sein Instrument nicht, der Hof nicht, die Herzogin -

Jean Grosjean



Bibliophile Buchausgabe
übersetzt von Alice Jamaah
in 10 Exemplaren
mit Original-Aquarellen von
XAGO



Buchnummer

21/30

Xago

Berlin
Lava Druck 2005

JEAN GROSJEAN

*1917, lebt 10 km südlich von Nogent sur Seine, war Direktor der Nouvelle Revue Française (NRF) im Verlag Gallimard. Die Erzählung erschien dort zuerst 1991 und später im Sammelwerk LA LUMIÈRE DES JOURS („In der Morgenklammerung“). Er ist Autor vieler Bücher. Seit Ende des II. Weltkrieges befreundet mit

ALICE JAMAHAH

Übersetzerin, Klosterlehrerin, Gärtnerin und Mutter von neun Kindern. Sie lebt in Lavacquerie/Orx und ist eine Großtante von Zeichner XAGO. Seine bibliophile Buchausgabe als Leporello ist Alice (und Bernard Jamaah in Erinnerung) in Dankbarkeit gewidmet



Gehandelt wurde die Erzählung im Papier & Buch Atelier Raif Etruch, Chemin de la Croix 12, Berlin - Prenzlauer Berg, in dem XAGO auch sein Atelier hat. Typographische Gestaltung von Inke Pöschel unter Verwendung der Schriften Jostens und Garatrend.



Als erstes denke ich an die Küche. Ich betrachte das Weidengeflecht und nehme den Geruch der Äpfel wahr, den fast zu starken Geruch der Holzwohle vom Vorjahr, denn der Apfel ist diskret, fast muss man ihn mit der Nase berühren, um ihn zu riechen.

Die großen Obstplantagen kenne ich kaum. Ich stelle sie mir ein wenig paradiesisch vor, wie die Palmen an einem Flussufer am Abend, wie man sie auf den alten Zagamenschacheln sieht. Unsere Äpfel, anspruchs-

loser, vermischen sich mit anderen Früchten. Bereits von ihnen beginnt die zarte Blüte der Pflaumenblüte. Die Früchte des Apfelbaumes entwickeln sich erst nach dem großartigen Kirschbaum, auf dem es sich der Parol gutschmecken lässt. Hohe Bambäume, ein verkrüppelter Quittenbaum und der sich ausbreitende Mispelstrauch finden ihre Nahrung in dem gleichen Boden und spenden ihm Schatten.

Ich habe noch einige Apfelbäume in einem Brachland stehen. Wenn sie tragen, hat man Mühe, sie rechtzeitig zu ernten. Für die kleine Reizette kommt der Obstpflücker nur wenig zu Hilfe. Es ist schon besser, wenn jemand auf den Baum klettert, auf dem sich die Wildrose bereits vor dem Pflücken eingeknistet hat, die nun sein Hemd und seine Haut beschädigt.

Gewiss, die Apfelsorten gleichen einander nicht: sie gleichen entweder einem großen rosigen Wassertropfen oder einer zornigen Witwe oder aber einer Kommunikantin vom Lande oder einer Köchin vor dem Küchenofen, oder aber jene winterharte Sorte, ausgiebig wie die Hunde bei sich langweilenden Völkern oder aber laut wie die Stublvermieterin in den Kirchen vor dem Konzil. Verbleibt noch eine Sorte, die sich bis Mitte Juli aufbewahrt und die einer Laterne grün-gelb-rot gleicht, während sie den besten Geschmack der Erde beibehält.

Wichtig für die Ernte und nicht zu vergessen, wäre noch ein eiserner Haken, um den Korb im Baum aufzuhängen dort wo man hinaufsteigt, denn eine beschädigte Frucht hebt man nicht auf. Sicherlich hatte die Nachbarin diese Erfahrung gemacht; sie sang in ihrem Obstgarten:



Zahnschmerzen sind wie Liebeschmerzen: man meint es würde immer aufhören, und dann geht es vorüber.

Manchmal hat man es satt, gemeinsam an der Ernte der beschädigten und der fast reifen Früchte, dem Aufstellen der Körbe in den Lagerkammern und auf den behüteten Regalen teilzunehmen, das tägliche Überwachen der Früchte dauert fast das ganze Jahr. Dann gehen wir zurück auf diesen Feldweg der Neolithen, so genannt von den Römern, zwischen Chalons und Sens. Wir gehen auf dem Höhenweg auf Marcilly zu, über drei Hümngräber hinweg. Wir ruhen uns aus und betrachten den weiten Raum im Herbstnebel, der auf den ausgestreckten kalkhaltigen Abhängen eines einstmaligen Meereshobens liegt.

An einem anderen Abend ruhen wir uns bei Pierre-au-Cosq aus, auf der Anhöhe, von der aus die Würtembergischen 1814 die Reiter beobachteten, die Pajol um den Paraclet von Abélard versammelte. Anstelle einer auf ihrem Abtissinnen-Krummstab Héloïse oder den Stab eines großen Generals aus Besançon, mit dem großen Backenbart aus Zeiten des Kaiserreiches, gesüßelt, sieht man vielleicht einen jener Bewohner von Walkenau, der nach den vielen Religions- oder Revolutions- oder Industrie-Kriegen versucht, weiterhin dieser Landschaft, die der Ardusson mit seinem schlammigen Wasser durchquert, ein gutes Aussehen zu verleihen. Am nächsten Tag jedoch kehren wir zu unserer Beschäftigung, zu unseren Äpfeln zurück, zu all dem, was zunächst einer sich gleichbleibenden glatten Jugend ähnlich und sich nach und nach runter-

Es gibt Tage mit Gewitterstimmung, an denen man die Leitern an pechschwarze Wolken lehnt. Ich steige in das Gezweig, in der Ferne die ersten Blitze, und ich bin nicht sicher, ob sich vielleicht der Apfel, nach dem ich die Hand ausstreckte, in eine Feuerkugel verwandelt wird und mich zu Asche werden lässt. Wenn sich die ersten schweren Tropfen mit den Kugeln der Früchte, die der plötzlich auftretende Wind an unsere Köpfe schleudert, vermengen, ist es wohl das Beste, dass wir uns in file unter das Vordach stellen und die Blitze beobachten, die mit viel Lärm das Abwaschen von Himmel und Erde beschleunigen.

Nun denkt aber nicht, dass wir das Ende des Gewitters abwarten, um wieder an die Arbeit zu gehen. Wir werden Vorwände finden, um nicht wieder in den Obstgarten zu gehen, dessen Laub auf einen glänzenden Schlamm abtropft. Brauchen wir eigentlich so viele Äpfel? Mögen wir sie überhaupt? Und sollten wir nicht den Amself, deren Gefieder wie eine Seifenblase in allen Farben schillert, diese Früchte überlassen, die wir lagern und die den diebischen Sebenschläfern ausgesetzt sind? Also setzen wir uns schweigend vor den Kamin und denken nicht einmal daran, ein kleines Feuer anzuzünden, sondern hören uns eine Sonate von Diabelli an, deren Ritornell unsere jungen Leutchen hören lassen, indem sie ihre zwanzig Finger auf die Klaviertasten fallen lassen mit der gleichen ermüdeten Melancholie wie der des Regengusses auf den Dächern.

Möge der Wetterhahn am nächsten Morgen nach Osten oder nach Norden gewendet sein, die frische Morgenluft gibt uns wieder Mut. Wir befinden uns wiederum im Obstgarten, dessen Verhüllungen uns im Frühjahr ungläubig erschienen. Also weshalb klagen, wenn jetzt die Trauer umherschweift? Was bildeten wir uns ein? Alles hat uns überrascht, aber nichts hat uns enttäuscht. So viel wollten wir ja gar nicht. Das, was anderen Völkern zusüßt, ist uns gleich. Wir können ohne dieses Mitwissen aus.

Die Äpfel sind in ihre Haut eingeschlossen, daher kommt ihr vorzüglicher Geschmack. Sie stehen nur mit ihren Göttern in Verbindung, die sie nähren, reifen lassen und die sie verschlingen oder aber verfaulen lassen. Die Motten interessieren sich für keinen Apfel. Ein anderer Apfel wiederum sieht furchtlos in den Pflaumenbaum, dessen Früchte, die Resurrexade, ins Fass oder die in den Marmeladentopf wandern. Nein, der Apfel hält keine Predigten, er fordert nicht einmal zum Schweigen auf. Der, den man legen lässt, wird die Zähne der Tiere oder auch den Frost schweigend hinnehmen, und ebenso der, den man hingibt und der den Besitzer wechselt.

Man glaubt ganz fest, dass die Jahreszeiten und die Zeiten der Ernte länger dauerten, als ich noch jung war. Der Septemiober betrauerte Jane Grullmannet, die im Garten saß, gab allen den Eindruck einer Legende, den Hummeln in der goldenen Atmosphäre, den Heuschrecken im ermateten Gras, den Schmetterlingen auf den Skabiosen. Der Besitzer ging umher, ein stummer Heuschcker; ein jeder tat nur wenig und alles wurde verrichtet.

Den Wind spürte man, seine Zustimmung war ein Gemurrel. In den Zweigen entdeckte man den Himmel und weit oben die letzte Schwalbe. Hier und dort verbrannte man Dornengestrüpp, der Rauch vermischte sich mit dem Geruch des Abends. Der Juli war schon weit entfernt mit seinen Mohblumen am Wegesrand; man hatte einige gepflückt für die Vase, man bestaunte sie und ihren zarten roten Tafi, der um ihre schwarzen Staubgefäße ausgebreitet war.

Was jetzt weit in der Ferne ist, sind unsere Eltern. Ich beobachtete sie bei ihren mir unverständlichen Beschäftigungen und Projekten. Jeder stand früh auf, wenn es für ihn an der Zeit war für das, was er beschlossen hatte. Sie redeten wenig, aßen wenig, einen Käsest oder ein Stück Schokolade, die einen stets in Bewegung in Wiesen und Wäldern, die anderen verließen kaum den schattigen Türrahmen oder das rötliche Licht ihrer Laterne. Und die Äpfel, die die einen mitbrachten, ließen die anderen in Stücke geschnitten auf dem Dachboden trocknen.



Übersetzt von Alice Jansath